

Andreas Steffens · Heimat

ANDREAS STEFFENS

Heimat

Zwischen Selbst und Welt

NORDPARK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

N O R D P A R K

V E R L A G

Alfred Miersch

Klingelholl 53 42281 Wuppertal

Gesetzt in der Palatino

© Andreas Steffens, 2016

Titelbild: Andreas Steffens,

Miniatur, Öl/Leinwand kaschiert,

18 x 12,5 cm, o.T., 2009

Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-943940-19-0

www.nordpark-verlag.de

Dieses Heft erscheint als

Sonderausgabe

in der Reihe »Die besonderen Hefte«

anlässlich der Wuppertaler Literatur-Biennale 2016:

»Utopie Heimat«.

*Die Besonderen Hefte werden eigenhändig
in der Werkstatt des NordPark Verlages gesetzt,
nach Bedarf in kleinen Auflagen gedruckt,
dann handgefalzt und handgeheftet und in den
Schutzumschlag aus dem PASSAT-Vorsatzpapier des
Hamburger Papierherstellers Geese eingeschlagen.*

Für Sammler:

dieses Heft wurde gedruckt:

Mai 2016

Gedruckt auf dem Geese Werkdruckpapier *Alster*
chlor- und säurefrei und alterungsbeständig
entsprechend ANSI 3948 und ISO 9706.

www.geese-papier.de



Vorrede 8

I Fremdsein und Selbstwerden 13

Das Paradox der Heimat

II In der Fremde 31

III Immer noch ›Heimat‹? 39

Herkunft und Aktualität eines ›Themas‹

IV Heimat: Zwölf Zuspitzungen 47

Literatur 50

Nachweise 54

Bio-/Bibliographie 55

Dieser kleine Zwischenfall war an Melanie nicht gleichgültig vorübergegangen, und als sie draußen ihres Freundes Arm nahm, sagte sie: »Hörten Sie's wohl? Ah, notre belle France! Wie das so sehnsüchtig klang. Ja, sie hat ein Heimweh. Und alle haben wir's. Aber wohin? Wonach? ... Nach unsrem Glück... Nach unsrem Glück! Das niemand kennt und niemand sieht. Wie heißt es doch in dem Schubertschen Liede?«

»Da, wo du nicht bist, ist das Glück.«

»Da, wo du nicht bist«, wiederholte Melanie.

Theodor Fontane, *L'Adultera*, XIV. Kapitel

Wissen Sie, Herr Doktor, daß es verschiedene Heimwehs gibt? Eines nach der wirklichen Heimat, vorausgesetzt, daß man eine gehabt hat – das ist recht zwecklos und gibt sich auch mit der Zeit. Dann ein Gewohnheitsheimweh, nach dem Ort oder den Orten, wo man länger gelebt hat. Und schließlich ein ganz starkes nach der Fremde, nach Eisenbahnen, Dampfschiffen, fremden Sprachen, Koffern und Hotels. Ich weiß, wenn das alles wieder um mich ist, fühle ich mich zu Hause, und zu Hause ohne alle Sentimentalität.

Franziska Gräfin zu *Reventlow*, Von Paul zu Pedro oder Von der Schwierigkeit, nur einen Mann zu lieben

*Ein Fremder hier, mir selber fremd,
Streif ich durch Niemandsland. Es ist, als ob
Sogar die Schwerkraft nachgelassen hätte.
Ich friere, schwitze, doch in seinem letzten Hemd
Geht da kein Büßer, nur ein Snob.
Bald gibt es Aufruhr, Plünderungen, jede Wette.
Ich hör den Steinschlag schon, den Ehezank
Der Nachbarsleut. Die Nerven liegen blank.*

*Typisch, sobald es eng wird, stiehlt
Ein jedes, Mensch wie Maus, sich still davon.
Kaum ist der Ofen aus, wird Heimat zum Exil.
Das Unkraut vor der Tür, wer mag das schon?
Daß er der eignen Nase nicht mehr trauen kann
Auf seinem Heimweg aus der Kneipe?
Dies Wer und Wo, Wieviel und Wann
War eben noch ein Spiel zum Zeitvertreib
Im Fernseh-Quiz. Und plötzlich, penetrant,
Ist da ein Störgeräusch, das scheucht dich, Mann,
Aus deiner kleinen Welt ins Unbekannte.*

Durs Grünbein, Strophen für übermorgen

Vorrede

Seit ihrer Erfindung durch die Romantik wurde ›Heimat‹ so sehr zu einem ›deutschen Thema‹ mit schließlich weltpolitischen Folgen derart verheerenden Ausmaßes, dass sie zu einem deutschen Tabu werden mußte. Zu sehr hatte der Mythos der eigenen der Ideologie der Zerstörung fremder Heimat gedient. Der Rückschlag, der aus Eroberern von ›Lebensraum‹ Vertriebene aus ihrem eigenen machte, ließ ›Heimatliteratur‹ als Klage über das durch eigene Schuld Verlorene überwiegend zu einem Synonym der Unbelehrbarkeit werden. Ungenießbar.

Dabei ist Heimat so sehr Phänomen des Menschenlebens überhaupt, immer und überall, dass sie zu den ewigen Themen der Literatur gehören muß. Sie bezeichnet die Urproblematik des Daseins.

Die Erde ist keine Heimat.

Dieser vorletzte Satz aus Josef Bierbichlers Antiheimatroman »Mittelreich« bezeichnet den Kern des Problems. Heimat ist nicht, was es von Geburt gibt, auch nicht, was es als Ziel menschlicher Daseinssehnsucht geben kann und sollte; vor allem sonst ist sie, was es geben *muß*: sekundäre Bedingung menschlicher Lebensmöglichkeit, weil deren primäre Bedingung die Verfassung der Welt ist.

Die aber prägt Gleichgültigkeit. Der Mensch braucht die Welt; aber sie ihn nicht. Sie ist, wie sie ist, und bleibt in allen Veränderungen an der Oberfläche der Erde, was sie ist, ein nach ebenso unbekanntem wie unbeeinflussbaren Gesetzen existierendes Et-

was im Universum. Die menschliche Daseinskunst ihrer Kultivierung, die Fähigkeit, aus Wüsten Gärten zu machen, ist nicht nur die Voraussetzung aller Heimat, sondern deren vollendete Wirklichkeit. Es gibt sie dort und so, wo und wie es Menschen gelingt, allen Weltwidrigkeiten zum Trotz, zu leben. Weil die Feindlichkeit der Welt nie ganz durch ihre Kultivierung überwunden wird, ist Heimat mehr ewige Sehnsucht als sichere Wirklichkeit. Vor allem sonst, ist Heimat ein Bedürfnis.

Wie wenig Heimat eine Ortsbestimmung ist, sondern ein Zustand der Welt, tritt hervor, wenn die einem zugeborene als Fremde erlebt wird. Wer sie deshalb verläßt, und das ihm Gemäße ›in der weiten Welt‹ sucht, auf den wartet dort die Überraschung, zu entdecken, wie sehr das Geflohene schon das Gesuchte gewesen ist.

In der Befremdung durch das Eigene wird die ursprüngliche Gleichgültigkeit der Welt gegenüber dem Dasein des Menschen in ihr zur Erfahrung. Jedermann ist dem Exil näher, als vermutet. Hinein kann man geraten, auch ohne, dass man sich nur einen einzigen Schritt weit von seiner Herkunftsheimat entfernt haben müßte. Darin liegt eine der beständigsten Quellen von Poesie, Literatur, produktivem Künstlertum überhaupt.

Durs Grünbein hat in seiner »Skizze zu einer persönlichen Psychopoetik« die Erfahrung der Herkunftsheimat als Fremde, als Ausgeschlossenheit von der Welt, deren Garantie der Bewohnbarkeit sie doch gleichzeitig ist, als Ursprung seiner Dichtung exemplarisch beschrieben. *Vor der Haustür begann eine Sphäre, die sich geographisch über viele Längengrade und Zeitzonen erstreckte, vom heimischen Sachsen bis in die innerste Mongolei, die politisch dagegen von einer einzigen Herrschaftsform bestimmt wurde, welche den Rest des Erdballs zum Tabubereich deklarierte. Ich habe dieser Landmasse, in Umkehrung der Verhältnisse und um das atmos-*

phärisch Zwielfichtige, seinerseits Tabubelastete dieser meiner Nicht-Heimat zu betonen, eine Metapher angehängt, die meinem ersten Gedichtband den Titel gab: »Grauzone morgens«.

Die Bedingungen, unter denen wir überhaupt leben können, sind immer auch die, die verhindern, es auf die einem gemäße Weise zu tun.

Obwohl jedermann eine von Geburt hat, wird Heimat als Notwendigkeit des Daseins erst in ihrem Verlust ganz kenntlich. Zwischen den Polen der Bedrückung, die sie selbst ist, und der, sie verloren zu haben, zwischen der Fremde als Utopie einer als Last empfundenen Heimat, und der Heimat als Utopie einer unfreiwilligen Fremde, kreisen die elementaren Erfahrungen mit ihr.

Sie ist ein Zustand der Welt, den wir kaum bemerken, wenn wir ihn besitzen, und sehnsüchtig entbehren, wenn wir ihn verloren: der Zustand einer relativen Daseinssicherheit. Das macht die *Möglichkeit* von Heimat zu einem Kernproblem der ›Onto-anthropologie‹.

Der Umgang der Menschen miteinander ermöglicht und begrenzt Heimat; ihr Verhältnis zur Welt macht sie notwendig. Weil die Welt ist, wie sie ist, muß es Heimat geben, als deren Bearbeitung zur Ermöglichung eines erträglichen Menschenlebens in ihr. Dieser Zwang unterwirft die Beziehung der Menschen zueinander der Konkurrenz um die bewohnbaren Zonen der Welt. Alle Formen gegenseitiger Unverträglichkeiten gehen darauf zurück, vom Familienzweist und Nachbarschaftsstreit bis zu Mord und Krieg. Weil es Heimat nur gegen die Welt geben kann, ist sie so schwer zu haben, und noch schwerer zu behaupten.

Heimat hat, wer mit dem Zustand der Welt, in der er lebt, einverstanden sein, und sich im Einklang mit ihr mit sich selbst einig fühlen kann. Dies zu Ende gedacht, ist Heimat dort, wo

man bereit sein kann, zu sterben. Wo der Skandal des Todes endet. Jedes erzwungene Exil stellt ihn wieder her.

Die Heimatlosigkeit wird ein Weltchicksal. Dieser Schlüsselsatz aus Heideggers berühmtem ›Brief‹ »Über den Humanismus«, den er 1946 an seinen französischen Übersetzer Jean Beaufret richtete, und 1949 veröffentlichte, ist eine der wenigen Prophezeiungen eines Philosophen, die sich bewahrheiten sollten. Das Zeitalter der Vertreibungen begann mit den Weltkriegen des zwanzigsten Jahrhunderts, endete aber mit ihnen nicht. Es setzt sich fort in den kriegerischen Ausschlägen der Weltpolitik, zu denen diese nach dem Ende ihrer Erstarrung im Patt des Ost-West-Konfliktes als welthistorischer ›Normalität‹ zurückgekehrt ist.

Der syrische Exodus seit 2015 wird der vergleichsweise harmlose Auftakt zu einer neuen Völkerwanderung sein, deren Auslöser die absehbaren erdgeschichtlichen Katastrophen infolge einer global wütenden zivilisatorischen Antiökologie sein werden. Die Mittel der Kultivierung der Welt zum Lebensraum des Menschen sind längst zu ihrer gefährlichsten Bedrohung geworden. Einzig mögliche Heimat des Menschen, wird die Erde immer weniger Menschen eine bieten. *Kein Mensch kann leben, wenn ihm der Ort entzogen ist. Wer jemanden um ihn bringt, bringt ihn um. Das Recht auf Wohnung, das auch ein natürliches Recht ist, beruht auf der universalen Schwäche des Lebewesens* (Serres, Übel, 82).

Die durch Aufteilung unter wenige Besitzende enteignete Welt erstickt im Müll ihrer Beherrschung. Da die Welt grenzenlos wurde, wird ihre Gefährdung total. Ihre Kultivierung zur Heimat des Menschen schlägt um in globale Heimatlosigkeit. Der Gedanke des ›Naturvertrages‹, den Michel Serres dieser apokalyptischen Bilanz des bisherigen Zivilisationsprozesses seit Jahrzehnten entgegensetzt, ist inmitten der hemmungslosen Welt-

herrschaft der Bereicherungsökonomie, die alle dem Willen einiger unterwirft, solange chancenlos, wie diese andauert. *Als eigene Wohnstatt wird die Welt, in globaler Miete, zum Hotel der Menschheit. Wir haben sie nicht mehr; wir bewohnen sie nur noch als Mieter* (Serres, 78 f.).

Dieser Utopie der Welt als Heimat des Menschen steht die Wirklichkeit einer Weltpolitik entgegen, die begonnen hat, zum Kampf aller gegen alle um die Bewohnbarkeit einer von wenigen besessenen Welt zu werden. HEIMAT ist die Parole eines letzten Krieges, der als erster die gesamte Welt umspannt.

I

Fremdsein und Selbstwerden Das Paradox der Heimat

*Aber wer atmet schon die Luft, von der er glaubt,
sie sei ihm bestimmt?*

Wolfdietrich Schnurre

Wer wüsste nicht, oder hätte keine Vorstellung davon, was ›Heimat‹ ist?

Genau darin aber liegt die erstaunlich große Schwierigkeit ihres Verständnisses, dessen wir so sicher zu sein glauben: jeder hat sein eigenes.

Damit ist vorgezeichnet, womit eine Bestimmung von Heimat es zu tun bekommt: sie ist etwas, das zu jedermanns Existenz gehört. Anders gesagt: sie ist nichts, was einen nichts angehe, gleichgültig, ob einer sich darum kümmert, oder nicht. Heimat ist etwas Unvermeidliches.

Als Begriff ist Heimat wenig zu fassen. Begriffe werden durch Verneinung gebildet. Etwas kann dann als bestimmt gelten, wenn nicht mehr unklar ist, was es *nicht* ist. Definitionen sind immer negativ. Denn es ist die Funktion des Begriffs, *auf das Abwesende bezogen* zu sein. Aber *nicht nur, um es anwesend zu machen, sondern auch, um es abwesend sein zu lassen. Immer wieder muß gesagt werden, daß über etwas zu sprechen, was nicht wahrgenommen wird und gegeben ist, die eigentliche geistige Leistung ausmacht* (Blumenberg, *Unbegrifflichkeit*, 76).

Nach dieser Bedingung steht es um die Definierbarkeit von ›Heimat‹ nicht gut. Fast müsste man, dieser Überlegung folgend, sagen, Heimat sei geistlos. Denn was immer sie ist, ein wesentliches Merkmal von Heimat ist Zustimmung; auf jeden Fall ist sie das Gegenteil von *Abwesenheit*, sie ist *Anwesenheit*; *Anwesenheit* in ihrer intensivsten Weise; sie ist geradezu der Inbegriff dessen, was sich von allem am schwierigsten distanzieren lässt. Denn als *Anwesenheit* bestimmt Heimat die Ursituation jedes neuen Lebens: die Situation, in die es hineingebo- ren wird. Heimat ist zuerst und vor allem sonst das, was dort schon da ist, wo unsere Existenz begonnen hat. Weil jeder sie damit in sich trägt, und sie mit sich nimmt, wohin immer er geht, ist Heimat fast nicht loszuwerden, und beinahe unverlier- bar.

So *hat* jeder eine Heimat *von* Geburt; aber niemand *besitzt* sie *durch* Geburt.

Hier geboren sein hieß nicht, man war hier geborgen, lautet eine Zeile in Durs Grünbeins Gedicht auf seine Dresdener Kindheit, »Russischer Sektor« (Grünbein, Strophen, 10): *Am Polarkreis, wer lebt da gern? Tschuktschen, Ewenken?*

*Staub oder Dunst oder Ruß – das Gemüt, früh bedrückt
Von der Landschaft in Bleisatz, dem Graudruck ringsum,
Federt spät erst wie Tundra, gefrorener Boden, zurück,
Bis als letzter der Zeugen das Gedächtnis verstummt.*

Damit der Ort der Geburt Ort der Heimat auch sein *kann*, muß eine doppelte Verneinung sich erfüllen: Heimat kann nur ein Ort sein, an dem man nicht nicht an *seinem* Ort ist. Das aber kann überall sein, sogar dort, wo man zur Welt kam.

Die poetische Genauigkeit, mit der der Lyriker auf den Ort

seiner Herkunft, ihn am inneren Seelenort von Heimatlichkeit messend, zurückschaut, gibt das Moment zu erkennen, das die Heimat mit der Utopie verbindet, sich desto mehr zu verflüchtigen, je konkreter sie bestimmt sein will. Es ist nicht jene Klarheit der Dinge, die sie zur Vertrautheit befähigt, worin Heimatlichkeit liegt; sie entsteht vielmehr in einem ebenso starken, wie kaum benennbaren *Daseinsgefühl*: sie geht hervor aus dem Empfinden eines Einverständnisses mit sich selbst und der Welt, als Kennzeichen des Ortes, an dem man lebt. Wo dieses Empfinden sich einstellt, ist Heimat gegenwärtig, wo auch immer es sein mag.

Für den großbürgerlichen Weltmann Adorno war es nicht die Vaterstadt Frankfurt, sondern das Odenwaldstädtchen Amorbach. Den Erinnerungen an die glücklich dort verlebten Sommerfrischen seiner Kindheit hat er nicht nur im Alter seinen schönsten Text gewidmet; sie prägten ihm jenes Weltvertrauen ein, das ihm durch die Bedrängnisse des Lebens und die Versehrungen der Emigration hindurch ermöglichen sollte, sich selbst zu bewahren. *Der Unterschied zwischen Amorbach und Paris ist geringer als der zwischen Paris und New York. Jene Amorbacher Dämmerung jedoch, da ich als kleines Kind von einer Bank auf der halben Höhe des Wolkmann zu sehen glaubte, wie gleichzeitig in allen Häusern das soeben eingeführte elektrische Licht aufblitzte, nahm jeden Schock vorweg, der nachmals dem Vertriebenen in Amerika widerfuhr. So gut hatte mein Städtchen mich behütet, daß es mich auf das ihm gänzlich Entgegengesetzte vorbereitete* (Adorno, Amorbach, 22). Noch in seinem philosophischen Hauptwerk dient die Erinnerung daran der Verdeutlichung eines wesentlichen abstrakten Gedankens. *Was metaphysische Erfahrung sei, wird, wer es verschmäht, diese auf angebliche religiöse Urerlebnisse abzuziehen, am ehesten wie Proust sich vergegenwärtigen, an dem Glück etwa, das*

Namen von Dörfern verheißen wie Otterbach, Watterbach, Reuenthal, Monbrunn. Man glaubt, wenn man hingeht, so wäre man in dem Erfüllten, als ob es wäre. Ist man wirklich dort, so weicht das Versprochene zurück wie der Regenbogen. Dennoch ist man nicht enttäuscht; eher fühlt man, nun wäre man zu nah, und darum sähe man es nicht (Adorno, Negative Dialektik, 364).

Die Eindrücke der Kindheit stecken den Rahmen ab, innerhalb dessen der Erwachsene seine Welterfahrungen machen wird. *Dem Kind ist selbstverständlich, daß, was es an seinem Lieblingsstädtchen entzückt, nur dort, ganz allein und nirgends sonst zu finden sei; es irrt, aber sein Irrtum stiftet das Modell für Erfahrung (a.a.O.).* So entsteht in der kindlichen Erfahrung des engeren Heimatkreises das Modell der Welt. Heimat verspricht dem Kind die Welt; die Erfahrung der Welt wird es darüber belehren, ob das Versprechen trog, oder trägt.

Am stärksten gründet dieses erste Daseinsgefühl der Einverständigkeit in dem System vitaler Sicherheiten, das Heimat bildet. Denn sie bietet jedem Individuum, was es braucht, um als Gattungswesen existieren zu können. *Heimat ist Sicherheit*, schrieb Jean Améry 1966 in seiner grundlegenden Studie »Wieviel Heimat braucht der Mensch?« (Améry, 82 f.). *In der Heimat beherrschen wir souverän die Dialektik von Kennen-Erkennen, von Trauen-Vertrauen: Da wir sie kennen, erkennen wir sie und getrauen uns zu sprechen und zu handeln, weil wir in unsere Kenntnis-Erkenntnis begründetes Vertrauen haben dürfen. Das ganze Feld der verwandten Wörter treu, trauen, Zutrauen, anvertrauen, vertraulich, zutraulich gehört in den weiteren psychologischen Bereich des Sich-sicher-Fühlens. Sicher aber fühlt man sich dort, wo nichts Ungefähreres zu erwarten, nichts ganz und gar Fremdes zu fürchten ist. In der Heimat leben heißt, daß sich vor uns das schon Bekannte in geringfügigen Varianten wieder und wieder ereignet. Das kann zur Verödung und zum*

geistigen Verwelken im Provinzialismus führen, wenn man nur die Heimat kennt und sonst nichts. Hat man aber keine Heimat, verfällt man der Ordnungslosigkeit, Verstörung, Zerfahrenheit.

Wer seine Lebensführung ihrem Gefüge der Traditionen und Bräuche anvertraut, wird zum Bestandteil einer elementaren Struktur der Lebensermöglichung. Insofern bildet Heimat mit ihrem kollektiven Gedächtnis, das als unbewusst nutzbarer Speicher der elementaren Fertigkeiten des Überlebens fungiert, das Grundgerüst der Kultur.

Diese Gewährleistung aber hat ihren Preis. In ihren Genuß kommt nur, wer sich dem obersten Gebot unterwirft, aus dem alle Regeln heimatlicher Lebensform sich ableiten: *Sei wie alle!* Vor allem aber: Bleib dort, woher du stammst.

Ich bin sehr für Leute, welche reisen, um ihr Vaterland schätzen zu lernen. Vielleicht stirbt man leichter in der Fremde, weil der Tod einem verlassenem Herzen lieb ist. Leben aber muß man, wo man geboren wurde, schrieb 1774 Theodor Gottlieb von Hippel, Bürgermeister Königsbergs, Schüler und Freund Kants – und einer der seltenen Glücksfälle, in denen die philosophische Bildung das Ideal der Aufklärung, einen freien, selbstdenkenden, verantwortungsvollen und tatkräftigen Bürger hervorzubringen, der zum Wohl der Gemeinschaft lebt, verwirklichte – in einem Traktat »Über die Ehe« (Hippel, Ehe, 100). Noch für Gottfried Benn bedeutet Heimat ganz selbstverständlich Herkunft, wenn er hundertfünfzig Jahre später schreibt: *da ich auf dem Land und bei den Herden großwurde, weiß ich auch noch, was Heimat ist* (Benn, Antwort, 1702).

Dahinter steht das bis heute vorherrschend gebliebene mitteleuropäisch-kleinbürgerliche Modell der *Lebens-* als *Familien-*geschichte. Nach ihm ist in strengster Genealogie Heimat dort, wo man geboren wurde und seine Kindheit verbrachte; dort,

wo die Vorfahren begraben sind, und die Nachkommen einen begraben werden; dort, wo man in die Kette der Fortzeugungen unmittelbar eingereicht ist.

Gegen den Anspruch auf ein unverwechselbar eigenes Dasein ist das kollektive Lebensgefühl der Heimat jedoch tief misstrauisch, und jene *Lust nach der Fremde*, von der Novalis seinen Heinrich von Ofterdingen schwärmen ließ (Novalis, Ofterdingen, 18), ist ihr vollkommen fremd. Untrüglicher Instinkt sagt ihr: Wer nicht sein will, wie alle, gefährdet durch Vernachlässigung des Gemeinsamen die Grundlagen eines Lebens *durch* Gemeinschaft.

Daraus bezieht die Lebensform der Heimat ihren Standardlebenslauf möglichst identischer Wiederholung. Ihr Urgebot lautet: sei noch einmal, was deine Vorfahren waren. Die von Gottfried Benn schauernd so genannten ›Ahnenverhängnisse‹, die daraus unablässig entstehen und wieder entstehen, hat Geno Hartlaub in bedrückender Anschaulichkeit beschrieben. *Was gehen sie mich an, diese Ahnen aus dem Pfarrhaus, aus der Anwaltskanzlei, dem Kaufmannskontor, dem verfallenden Schloß der Provinzstadt? Was soll ich tun mit den Bildern und Miniaturen von puppenhaft starren Damen und Herren mit milchweißer Haut, Porzellanaugen und Einheitslächeln? Sie könnten ebenso gut einen anderen Namen tragen, die guten Bürger mit ihren heimlichen Lastern, dem heuchlerischen Lebenswandel zwischen Haushalt, Kindbett, Kirche und Kontor, Kurbad und Bildungsreise in den Süden. Hundertmal der gleiche Lebenslauf, zwischendrin ein paar, die nicht mitmachen: Außenseiter, Krüppel, Junggesellen, Stiftsdamen, unverheiratete Tanten, Kuckuckseier, die falsche Namen tragen.* Die öde Eintönigkeit des Immergleichen dieser Naturgeschichte des Gesellschaftslebens muß den Wunsch eingeben, die *Kette der Generationen* abubrechen. *Wann endlich reißt sie für immer ab? Wann sterben die Zweige des*